

Ulrich Laepple

Aus der Sicht des Rollstuhls

Zum Buch von Ulrich Bach „Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz“¹

Eine Einführung mit Textbeispielen

Ulrich Bach ist ein Pfarrer im Rollstuhl. Heute emeritiert. Er lehrte viele Jahre an den Orthopädischen Anstalten Volmarstein (Ruhr) Neues Testament und Dogmatik. Mit 21 Jahren, zu Beginn seines Theologiestudiums, erkrankte er an Kinderlähmung. Seither lebt er im Rollstuhl. Er schreibt in dieser Zeit Bücher, provozierende Bücher: über die Kirche, die Theologie, die Bibel. Seine Sprache kann rebellisch sein, sie ist leidenschaftlich, oft liebevoll und erklärend, immer engagiert. Weil er im Rollstuhl sitzt und Kränkungen erfahren hat? Oder weil er aus dem Rollstuhl besonders klar sieht, dass in Kirche und Welt vieles nicht ist, wie es sein sollte? Sicher auch. Aber besonders darum, weil er aus seinem Rollstuhl-Leben die *Bibel* mit anderen Augen liest als andere. Er erkennt in ihr eine Gegenwirklichkeit, die sich mit manchem reibt, was in der Kirche geglaubt, in der Theologie gelehrt und in der Welt gedacht und getan wird. Der Untertitel „Bausteine einer Theologie nach Hadamar“ zeigt den bedrängenden Horizont an, in dem er seine Sicht vorträgt. Denn „Hadamar“ steht für ein Menetekel, ein Ort, an dem Tausende von Kranken und Behinderten auf Befehl des NS-Staats ermordet wurden.

Theologie und Biografie gehören zusammen

Ulrich Bach nennt seine Theologie „kontextuell“. Denn der Kontext dieser Theologie sind seine persönlichen Kämpfe und Niederlagen und immer neue „Gehversuche“ - inmitten einer (anscheinend?) nichtbehinderten Umgebung. Darum kann er Biographie und Theologie nicht fein säuberlich trennen. Aber daraus wird keine „Sondertheologie für Rollstuhlfahrer“ oder eine Art „Behinderten-Theologie“. Es geht beim Lesen der Bibel aus dieser Perspektive vielmehr um eine Entdeckung für alle, eine „Auf-deckung“ des Wesens ihrer Botschaft.

Bach spricht von einem „*therapeutischen Kontra unserer Bibel*“. „Therapeutisch“, weil das Denken und Handeln unsere Gesellschaft „geheilt“ werden muss von falschen und ungesunden Bildern und Gedanken über „behindert“ und „nicht behindert“. „Denn die Bindungen, die Versklavungen, die es im Bereich der Begriffe Gesundheit und Krankheit, Behinderung und Leistung gibt, prägen diesen Kontext ganz allgemein, nicht nur auf der Seite behinderter Menschen.“ (51).

Befreiungstheologie für Behinderte und Nichtbehinderte

Ulrich Bach ist von der Frage bewegt, wie Christen aus ihrem Glauben heraus mit „Stärke und Schwäche“ umgehen. Was hat christliches Reden von Gott, vom Menschen, von der Gemeinde damit zu tun?

Seine Antwort: Erstens, Gott ist kein Gott „im Oben“, sondern „im Unten“. Zweitens, die Bibel zeigt einen Menschen, der kein Held, auch kein Glaubensheld ist und zu sein braucht, sondern ein Bedürftiger ist und sein darf. Und drittens, die Bibel hat von der christlichen Gemeinde nicht die vorrangige Sicht, dass sie aus lauter edlen Helfern und „Starken“ besteht oder bestehen müsse, die „den Schwachen“ beistehen sollen (eine subtile Form der Diskriminierung!). Vielmehr findet er gerade im Neuen Testament eine Sicht der Gemeinde als Solidargemeinschaft auf Gegenseitigkeit, in die sich beide, der sog. Starke wie der sog. Schwache, mit ihren Gaben einbringen.

Das also ist das „Kontra“ der Bibel, ihre „Gegenwirklichkeit“.

Es lässt sich gut bebildern mit den beiden folgenden biografischen Schlaglichtern und Bachs Fragen und Folgerungen daraus.

Versklavt

„Es war im Bochumer Stadtpark, ich saß neben einer nichtbesetzten Parkbank, schaute mir das Grün an oder las in einem Buch, ich weiß es nicht mehr. Ein junger Mann fragte, ob er sich

¹ Ulrich Bach, Ohne die Schwächsten ist die Kirche nicht ganz. Bausteine einer Theologie nach Hadamar, Neukirchen 2006

dazusetzen dürfe. Natürlich. Wir hatten uns nie gesehen und begannen ein Gespräch. Er fragte: Was haben Sie denn für ein Leiden, wenn ich fragen darf? Ich berichtete, ein kurzes Hin und Her, und dann stand für ihn fest (und er sprach es aus): An Ihrer Stelle hätte ich schon längst Schluss gemacht. – Versklavt also auch er; fixiert auf ein Leben in Selbständigkeit. Kann ich was, bin ich was. Wenn ich bestimmte Dinge nicht mehr kann, ist das Leben kein Leben mehr, dann lieber Strick.“

Ulrich Bach fragt:

„Könnte es für ihn etwas anderes geben, Freiheit? Gibt es einen Sinn zu sagen: ich freue mich, dass ich bisher ohne Rollstuhl auskomme; aber ich sehe: es gibt Menschen, die vegetieren nicht im Rollstuhl, sondern die nehmen das Leben an Gehstützen oder ihre Blindheit oder ihre Gehörlosigkeit an: sie akzeptieren (sie versuchen es wenigstens) ihr Leben und probieren, es als ein Leben zu gestalten, das sie lieb gewinnen wollen. Wenn die das probieren - vielleicht könnte ich es auch ein Stück weit versuchen, wer weiß? – Gibt das einen Sinn?“ (52f)

„Man könnte ja denken, wir gehören zusammen“

Die folgende Begebenheit hat Ulrich Bach selber nicht erlebt, aber auch nicht erfunden. Sie ist ihm von einer behinderten Dame erzählt worden:

„Sie ging an ihren zwei Gehstützen an den Schaufenstern einer westdeutschen Großstadt entlang. Plötzlich merkt sie: ihr einer Schuhriemen hat sich gelöst. Was tun? Sie kann sich stehend nicht bis zu ihren Füßen bücken; ein Stuhl zum Sich-Hinsetzen ist nicht in der Nähe; weiterzugehen ist zu gefährlich, sie könnte stolpern. Sie fragt eine Passantin: Könnten Sie bitte so freundlich sein, mir mein Schuhband wieder zuzubinden? Sie bekommt die Antwort: Ach entschuldigen Sie bitte, aber man könnte ja denken, wir gehören zusammen – und sie geht weiter.“

Ulrich Bach sieht in dieser Begebenheit mehr als eine Episode:

„Diese Geschichte ist nicht typisch für eine einzelne Passantin. Ich behaupte, sie ist – meistens gewiss in abgeschwächter Gestalt – typisch für uns alle. Unsere vermeintliche Freiheit basiert auf der Abgrenzung von ‚denen da‘. Wir sind wer, denn wir gehören in eine bestimmte Gruppe: ‚Wir‘ haben Abitur gemacht; ‚wir‘ wählen niemals grün (oder: ‚wir‘ wählen jedes Mal grün). ‚Wir‘ sind nicht geistigbehindert, oder ‚wir‘ wohnen nicht im Asyl. Wir alle haben darum irgendwelche ‚die da‘, mit denen wir auf keinen Fall verwechselt werden möchten: Für die einen sind es die Vorbestraften, für die anderen die CSU-Anhänger; für die einen die Aids-Kranken, für die anderen die Pietisten. Jeder von uns ist an mindestens einer Stelle Sklave seiner Berührungängste.“ (55)

Freiheit und Wagnis – der Tisch des Herrn

Faszinierend und befreiend ist Bachs „angewandte Christologie“, also der spürbare Zusammenhang zwischen dem Glauben als Inhalt und dem Glauben als Praxis. Die Christusgeschichte ist eine Kontrastgeschichte. Sie könnte uns befreien. Darum fragt Ulrich Bach – zwischen Hoffnung und Zweifel. Es klingt wie eine – werbende – Predigt:

„Ist auch an dieser Stelle Freiheit für uns erreichbar? Ich weiß es nicht. Ich weiß aber, dass es einen gab, der es anders machte: Man nannte ihn den Gottessohn, man schimpfte ihn ‚der Sünder Geselle‘; er saß bei dem Abschaum der Gesellschaft; Einladungen von Huren und Zöllnern schlug er nicht aus. Und als die drei an ihren Kreuzen hingen der Messias und zwei Verbrecher, da dachten viele: dort hängen drei Verbrecher. Jesus sagte nicht: ach entschuldigen Sie, man könnte ja denken, wir gehören zusammen. Jesus wollte: Man soll merken, wir gehören zusammen (vgl. Mk 15,28), ich bin einer von euch. – Und dieses Wagnis geht Jesus auch mit uns ein: Jedes Mal, wenn wir das Abendmahl feiern, lädt er uns an seinen Tisch. Und sind wir etwa besser als die ‚Sünder‘ von damals? Aber wie uns so lädt er ebenso auch Menschen an seinen Tisch, mit denen wir es gar nicht gut können. Denen und uns sagt Jesus: ‚Man soll merken, wir gehören zusammen, ich bin einer von euch.‘

Bei jeder Abendmahls-Feier geht es um diese große Zusage Jesu an uns alle. Er ist uns also bis zum heutigen Tage nicht leidgeworden, verstehe, wer kann! – Vielleicht noch deutlicher: In der Abendmahlsliturgie hören wir: ‚Sooft ihr von diesem Brot esset und von diesem Kelch trinket,

verkündigt ihr des Herrn Tod' (1Kor 11,26). Das heißt: Sooft wir zum Abendmahl gehen, sagt Jesus uns zu: ‚Ich bin einer von euch; Gott und ihr, die ihr zu Gott völlig unpassende Typen seid (zwar sehr unterschiedlich, aber insgesamt alle ohne Ausnahme), euch lässt Gott rechtfertigend gelten als zu ihm und zueinander passende Gotteskinder und Jesusgeschwister – dazu bin ich, der ewige Gottessohn, für euch am Kreuz gestorben. Sooft wir zum Abendmahl gehen, bekennen wir uns zu dieser Bedeutung des Abendmahls, sooft wir zum Abendmahl gehen, verkündigen wir als Gemeinde voreinander diese göttliche Neuschöpfung durch den Tod Jesu. Wagen wir aber, diese Zusage Jesu als Realität, als befreiende Lebensbasis für uns gelten zu lassen; und wagen wir im zwischenmenschlichen Bereich kleine Schritte, die mit diesem großen Schritt Jesu zu vergleichen wären? Kurzum: – Was heißt das, dass wir diesen Jesus bekennen als ‚unseren Herrn‘? Was bedeutet das für unser Reden vom Menschen, für unser Reden von Gott, für unser Reden von menschlicher Gemeinschaft – und für unser dem entsprechendes Tun?“ (55/56)